

Jean Craighead George  
Julie von den Wölfen

*Jean Craighead George* wurde in Washington geboren und lebt jetzt in Cappaqua, New York. Nach einem naturwissenschaftlichen Studium befasste sie sich hauptsächlich mit Biologie und Umweltforschung. Die Anregung zu ›Julie von den Wölfen‹ bekam sie, als sie einen Sommer lang im Auftrag eines Forschungsinstitutes das Verhalten der Wölfe beobachtete. Das Buch erhielt die Newbery Medal und den Deutschen Jugendliteraturpreis.

Weitere Titel von Jean Craighead George bei dtv junior: siehe Seite 4

Jean Craighead George

# Julie von den Wölfen

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Friedl Hofbauer

Deutscher Taschenbuch Verlag

Zu diesem Band gibt es unter [www.dtv.de/lehrer](http://www.dtv.de/lehrer)  
ein Unterrichtsmodell zum kostenlosen Download.

Von Jean Craighead George ist bei [dtv junior](http://dtv.junior)  
außerdem lieferbar:  
Julius Wolfsrudel

Das gesamte lieferbare Programm von  
[dtv junior](http://dtv.junior) und viele andere Informationen  
finden sich unter  
[www.dtvjunior.de](http://www.dtvjunior.de)



Ungekürzte Ausgabe 2012  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

© für den Text: 1972 Jean Craighead George  
Titel der Originalausgabe: ›Julie of the Wolves‹

© für die deutschsprachige Ausgabe:

1974 Bibliographisches Institut GmbH/  
Sauerländer Verlag, Mannheim

Umschlagkonzept: Balk und Brumshagen

Umschlagbild: Karen Holländer

Gesetzt aus der Stempel Garamond 11/12,5'

Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71494-5

*Für Luke George, der die Wölfe und  
die Eskimos von Alaska lieb hat*



## I Amaroq, der Wolf

Miyax schob die Kapuze ihres Anoraks zurück, um nach der Sonne zu sehen. Die war jetzt eine gelbe Scheibe auf einem grünen Himmel und Miyax schloss aus den Farben des Himmels und der Sonne, dass es gegen sechs Uhr abends sein musste; das war die Stunde, da die Wölfe erwachten. Geräuschlos stellte sie ihren Kochtopf nieder und kroch auf die Höhe eines rund gewölbten kleinen Hügels, einen der vielen Erdbuckel, die in der krachenden Kälte des arktischen Winters aufbrechen und wieder einsinken. Auf dem Bauch liegend blickte das Mädchen über das unabsehbare, moosgefleckte Grasland und wandte dann ihre ganze Aufmerksamkeit auf einen Punkt: die Wölfe. Zwei Schlafzeiten war es her, dass Miyax zufällig auf sie gestoßen war. Sobald die Wölfe erwachten, begrüßten sie einander mit Schwanzwedeln.

Miyax zitterten die Hände und ihr Herz begann, rascher zu schlagen. Sie hatte Angst. Nicht so sehr vor den Wölfen – die zeigten sich zurückhaltend und waren viele Harpunenschüsse weit entfernt –, aber die verzweifelte Lage, in die sie geraten war, machte ihr Angst. Miyax hatte sich verirrt. Seit Tagen wanderte sie ohne Nahrung durch die Wildnis des nördlichen Alaska. Die baumlose Ebene senkt sich,

über dreihundert Meilen breit, von den Gipfeln der Brooks Range zum Nördlichen Eismeer und erstreckt sich über achthundert Meilen zwischen Chukchi und der Beaufort Sea. Es gibt keine Straßen; Tümpel und Seen sprenkeln ihre Unermesslichkeit. Der Wind heult und pfeift darüber hin, und in welche Richtung man auch blickt, immer ist es das gleiche Bild. Irgendwo in diesem grasraschelnden Universum war sie, Miyax; und ihr Überleben, das Weiterglimmen des letzten Funkens Lebenswärme in ihrem Körper hing von diesen Wölfen ab. Und sie war nicht einmal sicher, ob sie ihr helfen würden.

Miyax starrte angestrengt auf einen stattlichen schwarzen Wolf, weil sie hoffte, damit seinen Blick auf sich zu ziehen. Sie musste ihm irgendwie mitteilen, dass sie am Verhungern war, und ihn um Nahrung bitten. Man konnte mit Wölfen reden, wusste sie, ihr Vater hatte es getan. Auf der Jagd hatte er einmal neben einem Wolfslager kampiert. Als er einen ganzen Monat lang kein Wild angetroffen hatte, versuchte der Eskimojäger, dem Anführer des Wolfsrudels verständlich zu machen, dass er hungrig war und Futter brauchte. In der Nacht darauf rief der Wolf den Eskimo von ferne, und als der Jäger dem Ruf folgte, fand er ein frisch gerissenes Karibu. Unglücklicherweise hatte der Vater seinem kleinen Mädchen niemals erklärt, wie er dem Wolf von seinem Hunger Mitteilung gemacht hatte. Und kurz danach paddelte er sei-

nen Kajak zur Seehundjagd in die Bering Sea und kam nicht wieder.

Miyax beobachtete die Wölfe nun schon seit zwei Tagen. Sie wollte herausfinden, mit welchen Lauten und Gesten die Wölfe Wohlwollen und Freundschaft ausdrückten. Die meisten Tiere haben solche Verständigungszeichen. Polar-Backenhörnchen bewegen die Schwänzchen seitwärts, um einander kundzutun, sie seien freundlich gesinnt. Dieses Schwänzchengewackel mit ihrem Zeigefinger nachahmend, hatte Miyax schon manches Backenhörnchen angelockt. Wenn sie nun eine Wolfsgeste herausfinden konnte, war sie vielleicht imstande, sich mit den Wölfen anzufreunden und an ihren Mahlzeiten teilzunehmen, wie ein Vogel oder ein Fuchs es zuweilen taten.

Auf die Ellbogen gestützt, das Kinn zwischen den Fäusten, starrte Miyax den schwarzen Wolf an, bemüht, seinen Blick auf sich zu zwingen. Sie hatte ihn ausgewählt, weil er bedeutend größer war als die anderen und weil er Miyax in seiner Art zu gehen an ihren Vater Kapugen erinnerte; der hatte auch den Kopf hoch getragen und die Brust vorgestreckt. Der schwarze Wolf galt wohl auch als klug und erfahren; sie hatte beobachtet, dass das Rudel auf ihn blickte, wenn der Wind fremde Gerüche brachte oder wenn die Vögel plötzlich ängstlich zu rufen begannen. Zeigte der große Wolf sich beunruhigt, war das Rudel es auch. War er ruhig, verhielten auch sie sich ruhig.

Minuten vergingen und der Wolf blickte kein einziges Mal herüber. Seit Miyax ihm über den Weg gelaufen war, seit zwei Schlafzeiten, über sah er sie, tat er, als sei sie nicht vorhanden. Gewiss, sie bewegte sich betont langsam und ruhig, um ihn nicht aufzuschrecken, aber sie wünschte doch, der Wolf würde endlich die Freundlichkeit in ihren Augen spüren. Viele Tiere erkennen am bloßen Anblick den Unterschied zwischen ihnen feindlichen Jägern und wohlgesinnten Leuten. Aber der große schwarze Wolf warf nicht einmal einen flüchtigen Blick in ihre Richtung.

Im Gras regte sich ein Vogel. Der Wolf sah hin. Eine Blume bog sich im Wind. Er blickte kurz hinüber. Dann wellte eine Brise den Flaum des Pelzes an Miyax' Anorak, er glänzte auf, aber der Wolf sah nicht hin. Miyax wartete. Dass man mit der Natur Geduld haben musste, hatte schon der Vater ihr eingeprägt, und so hatte sie sich auch jetzt nicht einfallen lassen, sich rasch zu bewegen oder den Wolf laut anzusprechen. Trotzdem musste sie bald etwas zu essen bekommen oder verhungern.

Ihre Hände zitterten, sie würgte die Angst hinunter und versuchte, ruhig zu bleiben.

Miyax war eine klassische Eskimoschönheit, schmalknochig, zart und zugleich kräftig. Ihr Gesicht war rund wie eine Perle, die Nase flach. Ihre schwarzen, auf reizvolle Weise schräg liegenden Augen hatten einen feuchten Glanz. Ihre Gestalt erinnerte an die wunderschönen

kurzgliedrigen Körper der Eisbären und Polarfüchse. Die frostigen Lebensbedingungen der Arktis haben alles Lebendige in gedrungene Formen modelliert. Den größeren, langgliedrigen Tieren des Südens unähnlich, die durch ihre größere Oberfläche Wärme abgeben und dadurch Kühlung finden, neigen alle Lebewesen der Arktis zur Gedrungenheit, um Körperwärme zu bewahren.

Die ebenmäßigen Glieder und das hübsche Gesicht waren für Miyax von keinerlei Nutzen, wie sie da auf dem flechtengesprenkelten Frostaufbruch mitten in der Tundra lag. Der Magen tat ihr weh vor Hunger und der königliche schwarze Wolf war nur darauf bedacht, sie zu übersehen. »*Amaroq, ilaya*, Wolf, mein Freund«, rief sie endlich. »Schau mich an! Schau mich doch bitte an!«

Sie sprach halb Eskimo und halb Englisch, als könnten der Instinkt ihres Vaters, der die Sprache der Wölfe erriet, und die Wissenschaft der Blassgesichter, der *Gussaks*, sich zu einer Zauberformel, einer magischen Beschwörung verbinden, die ihr helfen würde, mit ihrer Bitte bis zu dem Wolf durchzudringen.

Amaroq betrachtete seine Klaue und wandte dann langsam, ohne die Augen zu heben, den Kopf nach Miyax. Er beleckte seine Schulter. Ein paar verfilzte Haare stellten sich einzeln hoch und glitzerten feucht.

Dann wanderten die Wolfsaugen zu dem Rudel hinüber, glitten über jeden Einzelnen der

drei erwachsenen Wölfe und schließlich zu den fünf Welpen, die, zu einem einzigen flaumigen Klumpen geballt, nahe dem Höhleneingang schliefen. Die Augen des mächtigen Wolfes wurden weich beim Anblick der kleinen Wölfe, härteten sich aber zu sprödem Glas, als er mit seinem Blick die einförmige Tundra abtastete.

Nicht ein Baum unterbrach die Eintönigkeit der golden schimmernden Ebene, denn die Erde der Tundra bleibt ständig gefroren und nur Moose, Gras, Flechten und ein paar winterharte, robuste Blumen können in der dünnen obersten Erdschicht, die im Sommer für kurze Zeit auftaut, Wurzeln fassen. Es gibt auch nur wenige Tierarten, die in diesem unerbittlich harten Land gedeihen, aber was sich hier durchsetzt, lebt in übergroßer Anzahl. Amaroq beobachtete eine Wolke lappländischer Sporamern, die in den Himmel emporkurvt und dann in das Grasland einfiel. Schwärme von Tümpelschnaken, eine der wenigen Insektenarten, die die Polarkälte überstehen, verdunkelten die lichten Pinselspitzen der Moose. Vögel flogen in Kreisen auf, machten kehrt und schrien. Tausende waren es, die von der Moosdecke aufflogen wie vom Wind aufgestörte dürre Blätter.

Die Wolfsohren richteten sich hoch, höhlten sich nach vorn, stellten sich wie Horchgeräte ein auf ferne Botschaft aus der Tundra. Miyax' Körper straffte sich, auch sie lauschte. Erhorchte der Wolf einen in der Ferne aufkommenden Sturm, einen sich nähernden Feind? Offen-

sichtlich nicht. Seine Ohren erschlafften, er legte sich, streckte sich auf eine Seite. Miyax seufzte, starrte in das weite Gewölbe des Himmels und war sich ihrer Lage schmerzlich klar.

Da hockte sie, bettelte Wölfe um Freundschaft an – sie, Miyax, Tochter des Eskimojägers Kapugen, Bürgerin der Vereinigten Staaten, Schülerin der Bureau of Indian Affairs School in Barrow (Alaska), dreizehnjährige Ehefrau des Knaben Daniel. Bei dem Gedanken an Daniel fröstelte Miyax. Vor genau sieben Schlafzeiten war sie ihm davongelaufen und hatte sich damit – wenn man die Sache mit dem Maß der Blassgesichter messen wollte – einen weiteren Titel erworben: das geschiedene Kind.

Der Wolf rollte sich auf den Bauch.

»Amaroq«, wisperte sie. »Ich hab mich verirrt und die Sonne geht nicht unter, noch einen ganzen Monat lang nicht. Aber ich kann nicht warten, bis der Polarstern aufgeht und mir die Richtung zeigt; bis dahin bin ich verhungert!«

Amaroq regte sich nicht.

»Es gibt keine Strauchbeeren hier, die nach Süden zeigen, wenn der Polarwind sie niederbeugt, und Vögel, denen ich nachziehen könnte, gibt es erst recht nicht. Das Vogelzeug hier sind nur Ammern und Sporammern. Die fliegen nicht zweimal am Tag Richtung Meer wie die Papageientaucher oder die Drosseluferläufer, die mein Vater als Kompass benützt hat.«

Der Wolf kämmte mit der Zunge sein Brustfell.

»Nie hätte ich mir träumen lassen, dass ich mich verlaufen könnte, Amaroq«, redete sie weiter. Sie sprach jetzt lauter, um die Angst zu übertönen. »In Nunivak Island, dort bin ich nämlich geboren, zeigen die Pflanzen und Tiere den Wanderern den Weg. Ich hab geglaubt, sie tun das überall ... hier tun sie's jedenfalls nicht. Und da sitz ich jetzt und weiß nicht, in welche Richtung ich laufen soll. Hilf mir, großer schwarzer Wolf!«

Ein erschreckender Augenblick war das gewesen, als sie zwei Tage zuvor plötzlich gewahr wurde, dass die Tundra ein Ozean von Gras war, in dem sie Kreise ging, immer im Kreis. Als diese Angst sie jetzt neuerlich überfiel, schloss Miyax die Augen. Nach einer Weile hob sie die Lider und das Herz in ihrer Brust begann, wie ein erschrockener Vogel zu flattern. Amaroq blickte sie an!

»*Ee-lie*«, rief sie und krabbelte auf die Füße. Der Wolf spannte die Nackenmuskeln und seine Augen wurden zu schmalen Schlitzen. Er richtete die Ohren nach vorn. Miyax winkte. Der Wolf zog die Lefzen zurück und zeigte die Zähne. Erschreckt von dem Laut, der ihr wie ein Knurren schien, drückte sie sich wieder flach auf den Bauch. Amaroq legte die Ohren zurück und bewegte den Schwanz zu einem einmaligen Wedeln. Dann schüttelte er den Kopf und blickte weg.

Entmutigt tastete Miyax sich rückwärts den Hügel hinunter und erreichte ihren Lagerplatz

mit den Füßen voran. Der Hügel befand sich nun zwischen ihr und dem Wolfsrudel und sie atmete auf, erhob sich auf die Füße und inspierte ihr derzeitiges Heim. Das war keine große Angelegenheit; Miyax hatte nicht viel mit-schleppen können, als sie von zu Hause weglief, sie nahm nur Dinge mit, die sie für die Reise brauchen würde – einen Rucksack, Proviant für eine Woche oder so, Nähnadeln, Zündhölzer, ihren Schlafsack, eine Decke als Unterlage, zwei Messer und einen Kochtopf.

Sie hatte vorgehabt, bis Point Hope zu marschieren; dort würde sie die *Polarstern* vorfinden, das Versorgungsschiff aus den Staaten, das im August, wenn das Packeis aufbricht, die Städte am Nördlichen Eismeer mit Proviant und Nachschub beliefert. Auf dem Schiff waren Tellerwäscherinnen und Wäscherinnen wohl immer gefragt, und auf solche Weise würde sie sich die Überfahrt nach San Francisco verdienen. In San Francisco wohnte Miyax' Brieffreundin Amy. Am Ende jedes Briefs schrieb Amy: »*Wann kommst Du nach San Francisco?*« Vor sieben Tagen war Miyax aufgebrochen zu der schimmernden weißen Postkartenstadt, die auf einem Hügel unter Bäumen thronte. Bäume, das waren diese ungeheuer großen Pflanzen, die Miyax noch nie gesehen hatte. Sie hatte sich auf den Weg gemacht, um den Fernsehapparat und den Spannteppich in Amys Schule kennenzulernen, die Häuser aus Glas, die farbigen Verkehrslichter und ganze Warenhäuser

voll Obst; auf den Weg zu dem Hafen, der niemals zufror, und zur Golden-Gate-Brücke. Aber vor allem war sie auf der Flucht vor Daniel, ihrem Ehemann, der ihr Angst einjagte.

Bei dem Gedanken an ihre Ehe stampfte sie mit dem Fuß; dann schüttelte sie den Kopf, als könnte sie damit eine Erinnerung abschütteln, und musterte ihre Wohnstatt. Die musste jedem gefallen. Als Miyax die Wölfe entdeckt hatte, ließ sie sich in ihrer Nähe nieder mit der Hoffnung, es würde von dem Futter der Wölfe auch für sie etwas abfallen. Hier wollte sie bleiben, bis die Sonne unter den Horizont sank und die Sterne auf dem Himmel erschienen und ihr den Weg wiesen. Sie hatte ein Haus aus Grasziegeln errichtet, wie die alten Eskimos ihre Sommerwohnungen bauten. Jeder Ziegel war mit dem *ulo*, dem halbmondförmigen scharfen Messer der Eskimofrauen, aus dem Boden geschnitten; solch ein Messer ist so vielseitig, dass es Kinderhaar schneiden, zähes Bärenfleisch in Scheiben trennen und an einem Eisberg herumschnitzeln kann.

Sehr kunstgerecht gebaut war ihr Haus nicht, denn Miyax hatte nie zuvor eines bauen müssen, aber inwendig war es behaglich. Sie hatte es windundurchlässig gemacht, indem sie die Fugen zwischen den Grasziegeln gegen den Wind mit Schlamm abdichtete, den sie aus dem Tümpel vor der Tür des Grashäuschens holte. Sie hatte ihr Rentierfell als Teppich über den Boden gebreitet; schön sah das aus. Darauf hatte sie den

Schlafsack gelegt; er war aus Elenfell genäht und mit weißem Kaninchenpelz gefüttert. Dicht neben ihr Bett hatte Miyax einen niedrigen Tisch aus Moosziegeln gestellt, damit sie etwas hatte, worauf sie ihre Kleider legen konnte, wenn sie schlafen ging. Um das kleine Haus auch zu schmücken, hatte sie aus Vogelfedern drei Blumen zurechtgezupft und sie in die Tischplatte gesteckt. Außerhalb des Hauses hatte sie eine Art Herd gebaut und ihren Kochtopf daneben gestellt. Der Topf war leer, sie hatte nicht einmal einen winzigen Lemming ausspähen können, um ihn zu kochen oder zu braten.

Im vergangenen Winter, als sie noch in Barrow zur Schule ging, gab es diese mausähnlichen Nager in solcher Zahl, dass sie einem zwischen den Beinen durchliefen, wo immer man ging. Tausende und Tausende waren es, bis in den Dezember hinein, und dann verschwanden sie ganz plötzlich. Die Lehrerin erklärte ihren Schülern, die Lemminge hätten eine Chemikalie im Blut, so etwas wie ein Frostschutzmittel, das sie den ganzen Winter über munter hielt. »Sie fressen Gras und vermehren sich den ganzen Winter über«, sagte Mrs Franklin mit ihrer näselnden Stimme. »Aber wenn sie sich zu stark vermehren, werden sie verrückt, sobald sie einen ihrer Artgenossen bloß sehen. Irgendwie treibt ihnen diese Unruhe zu viel von dem Frostschutzmittel in die Blutbahn und es wirkt dann wie Gift. Die Tierchen werden erst rastlos, dann toll. Sie geraten in wilde Raserei und sterben.«

Zu dieser merkwürdigen Sache hatte Miyax' Vater einfach geäußert: »Die Zeit der Lemminge ist jetzt für vier Jahre vorbei.«

Zum Unglück für Miyax war damit auch die Zeit der Tiere, die auf die Lemminge Jagd machen, vorüber. Polarfuchs, Schneeeule, Wiesel, Raubmöwe und Zeisig waren mit den Lemmingen verschwunden. Sie fanden kein Futter und brachten wenige oder keine Jungen. Die Überlebenden jagten einander. Mit dem Hingehen der Lemminge aber kam das hohe Gras wieder und damit die Stunde des Karibu. Wohlgenährte Karibu-Kühe brachten viele Kälber zur Welt. Die Zahl der Karibus wuchs, und dies wieder ließ die Anzahl der Wölfe wachsen, die das Karibu jagten. Dass dieses Großwild des Nordens derzeit im Überfluss vorhanden war, half Miyax nicht aus ihren Nahrungssorgen, denn sie hatte auf die Reise kein Gewehr mitgenommen. Der Gedanke, sie könnte Point Hope nicht erreichen, ehe ihr Proviant zu Ende ging, war ihr gar nicht gekommen.

Ein dumpfer Schmerz nagte an ihrem Magen. Sie zupfte Grasblätter aus ihren Blattscheiden und verzehrte die süßen Enden. Das half nicht viel gegen den Hunger. Sie rupfte sich eine Handvoll Rentiermoos. Wenn das Ren mit dieser Nahrung den Winter überstand, warum nicht auch sie? Sie kostete schmatzend, entschied, dass diese Flechtenart gekocht besser schmecken würde, und ging zum Tümpel Wasser holen.

Als sie den Kochtopf ins Wasser tauchte, fiel ihr der Wolf wieder ein. Warum hatte er die Zähne gefletscht? Um sie einzuschüchtern? Er musste doch wissen, dass sie ein Kind war und ihm nicht gefährlich werden konnte. Nein, sagte sie sich, Zähnefletschen war eine Mitteilung, ein Befehl. Der Wolf hatte sie angeredet, hatte ihr befohlen, sich niederzulegen, und irgendetwas in ihr hatte diesen Befehl begriffen und sie gehorchen lassen. Nicht mit seiner Stimme hatte der Wolf zu ihr geredet, sondern mit seinen Ohren, seinen Augen, seinen Lippen; und er hatte sie sogar mit einem Wink seines Schwanzes kommandiert.

Sie stellte ihren Topf nieder, kletterte auf den frostbraunen Hügel und legte sich der Länge nach auf den Bauch.

»Amaroq«, schmeichelte sie, »ich verstehe die Wolfssprache schon sehr gut. Kannst du mich auch verstehen? Hunger, Hunger, großer Hunger! Fleisch! Bitte bring mir Fleisch!«

Der große Wolf sah nicht zu ihr hinüber und in Miyax stiegen Zweifel auf, ob sie das Fletschen, Knurren, Wedeln richtig übersetzt hatte. Wahrscheinlich gab es überhaupt keine Wolfssprache. Zumindest konnte man mit Ohren- und Schwanzgewackel kaum Gespräche führen. Sie drückte die Stirn in den Moosgrund und überlegte, was eigentlich zwischen ihr und den Wölfen vorgegangen war. Nichts.

»Warum hab ich mich dann auf den Bauch gelegt?«, fragte sie halblaut, den Kopf hebend,

und äugte nach Amaroq. »Warum liege ich vor euch auf dem Bauch?«, rief sie zu den Wölfen hinüber. Die gähnten. Kein einziger wandte auch nur den Kopf nach ihr.

Amaroq bequemte sich auf die Füße, und wie er sich so langsam erhob, schien er den Horizont zu füllen und die Sonne auszulöschen. Er war ungeheuer groß. Er konnte Miyax auf einen einzigen Bissen hinunterschlucken, ohne zu kauen.

»Aber er wird's nicht«, murmelte sie. »Wölfe gehen nicht auf Menschenjagd. Blassgesichtermärchen sind das. Kapugen hat immer gesagt, dass die Wölfe sich zu den Menschen wie Brüder benehmen, freundlich sind sie und hilfreich.«

Ein Wolfsjunges, ein kleines, schwarzes, schaute zu ihr herüber und wedelte. Hoffnungsvoll streckte Miyax ihm bittend eine Hand entgegen. Das Wolfsschwänzchen wackelte heftiger. Die Mutter aber, die Wölfin, stürzte auf das Junge zu und stellte sich über den Kleinen. Ohne Zweifel fand sie sein Benehmen ungehörig. Als das Wölflein dann reumütig ihre Wange beleckte, zog sie die Lippen zurück. Ihre weißen Wolfszähne blitzten, es sah wie ein Lächeln aus. Sie war ihrem Kleinen nicht mehr böse.

»Aber dass so etwas nicht wieder vorkommt!«, sagte Miyax spöttisch, ihre eigenen Eltern nachäffend. Die Wölfin näherte sich Amaroq.

»Ich sollte dich Martha nennen, nach meiner